

Jagdarten heute und morgen

Unfehlbar und störungsfrei?

Andreas David

Viele Formen der Jagdausübung sind mittlerweile überrkommen oder verboten – aus welchen Gründen, berechtigt oder nicht, sei dahingestellt. Weitere stehen bereits auf dem Index einflußreicher Mitglieder unserer naturentfremdeten Wohlstandsge-

sellschaft. Nach Meinung vieler Natur- und Tierschutzverbände sowie einiger Landesministerien sollte sie, wenn überhaupt noch praktiziert, möglichst unfehlbar und störungsfrei sein, die Jagd der Zukunft.

Wenn hier von Jagdarten die Rede sein soll, möchte ich mich weitgehend auf solche beschränken, die in der heutigen

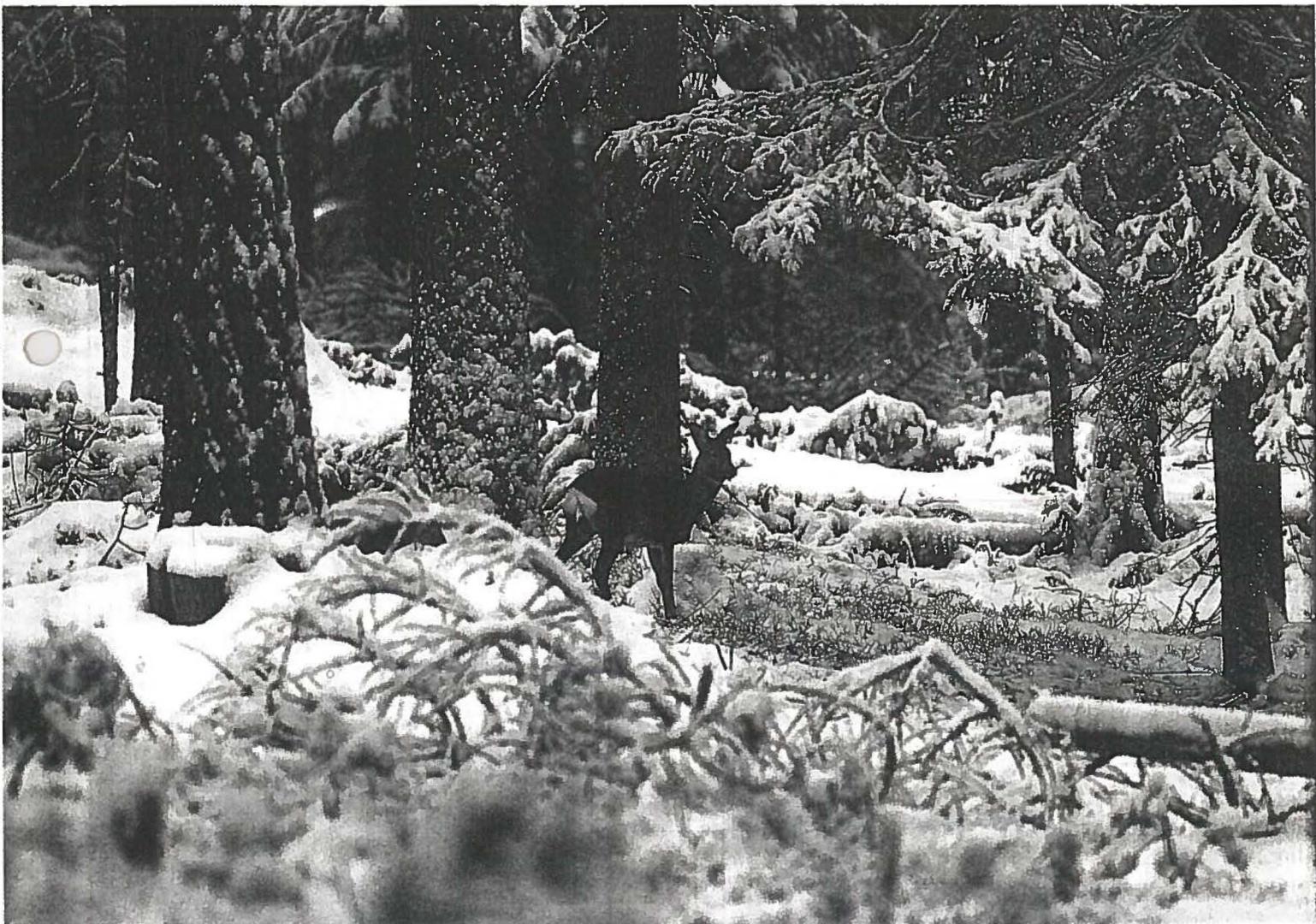
Zeit von weiten Teilen der Jägerschaft praktiziert werden und eventuell auch die nächsten Jahrzehnte überstehen werden, ohne dem amtsschimmeligen Rotstift unter dem Druck ideologischer Jäger und Nichtjäger zum Opfer zu fallen. Auch auf die Diskussion der Beiz- und Fangjagd soll in diesem Beitrag aus verschiedenen Gründen verzichtet werden.

Etliche Beiträge dieses umfangreichen Jubiläumsbandes von WILD UND HUND halten Rückschau auf die jagdliche Entwicklung in den letzten 100 Jahren. Bei genauerer Betrachtung der jüngeren Jagdgeschichte wird schnell und unmißverständlich klar, daß sich stets nur solche Jagdarten behaupten konnten, die auch die nichtjagende Gesellschaft aus ethischen sowie arten- und tier-

schützerischen Gründen als „zeitgemäß“ und angemessen zu akzeptieren bereit war.

Diesem fortlaufenden Prozeß wird sich die Jägerschaft zwangsläufig auch zukünftig unterwerfen müssen. Das Verbot der Wolfsangel, des „Auschießens“ von Rabenvogelhorsten oder des Tellereisens hat letztlich in weiten Kreisen der Jäger ein ähnliches Wehklagen hervorgerufen wie der jagdgesetzliche Abschied von der Frühjahrsjagd auf die Waldschneepfe – alles in seiner Zeit. Hängt man dieser oder jener einstigen Jagdart noch immer wehmütig nach, zeigt man sich im anderen Fall schon froh und einsichtig, daß solch „übles unweidmännisches Treiben“ der Vergangenheit angehört – je nach persönlicher Einstellung zu Jagd und Wild.

Zweifelsohne hat sich die



praktische Jagdausübung heute mehr denn je berechtigterweise an den Bedürfnissen des Wildes und seiner Lebensräume zu orientieren. Aus diesem Grund, um den Einstieg bei der Niederjagd zu finden, sollten Treibjagden, egal ob als Vorsteh- oder Kesseltreiben, ob als einfache oder Böhmisches Streife, wirklich nur noch dort durchgeführt werden, wo die Niederwildbesätze dies zulassen bzw. ermöglichen. Wer auf Hunderten Hektar ausgeräumter, kahler Flur mit großer Jagdkorona die letzten drei Hasen durch diese Mondlandschaften treibt, macht sich als jagender Naturschützer unüblich. Zudem kann wohl niemand ernsthaft behaupten, daß es eine Art jagdlicher Erfüllung sei, im Schein der Fackeln mit etwa 40 Schützen und Treibern zwei erlegten Hasen per Hörnerklang das letzte Geleit zu geben.

In solchen Revieren sollte man es beim auf der Einzeljagd erlegten Küchenhasen belassen und versuchen, seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen auf andere Art und Weise nachzukommen.

Nachhaltigkeit ist oberstes Gebot

Dort aber, wo die Besätze es zulassen, kann man auch heute noch guten Gewissens und mit Ruhe und Freunden je nach Geländebeschaffenheit im Rahmen einer der obengenannten Jagdarten auch das Niederwild nutzen, ohne allerdings durch diesen jagdlichen Eingriff den Besatz von Hase, Kaninchen, Fasan oder Rebhuhn zu beeinträchtigen. Hier ist solides fundiertes Wissen um die Biologie der genannten

Von kurzläufigen Hunden regem gemacht, verhofft auch Rehwild bei „Anrührjagden“ immer wieder, um sich zu orientieren und um sich über den Standpunkt seiner langsamen, vielläufigen und laut jagenden Verfolger zu informieren. Allemal Zeit genug, sorgfältig anzusprechen und eine sichere Kugel anzutragen

Foto: Stefan Meyers



Hand aufs Herz – wer ist sich seiner Sache beim Schuß auf flüchtiges Schalenwild (außer auf Sauen) wirklich sicher? Das Bild zeigt flüchtiges Damwild

Foto: Helmut Volkmann

Wildarten, um die Qualität des Lebensraumes sowie ein gewisses Fingerspitzengefühl seitens der Jagdausübungsberechtigten gefragt, um nicht mehr Wild durch jagdliche Nutzung der Wildbahn zu entnehmen, als ohnehin später im Rahmen der natürlichen Sterblichkeit eingegangen wäre (kompensatorische Mortalität). Jagd senkt in diesen Fällen also die natürliche Sterblichkeitsrate.

Die zu bejagenden Flächen sollten nur einmal im Jahr „abgetrieben“ werden, wobei es sich empfiehlt, die Jagden möglichst früh anzusetzen, da später im Jahr der nutzbare Niederwildbesatz durch natürliche Abgänge bereits gezehntet wurde.

Daß besonders schützenswerte Biotope im Rahmen von Gesellschaftsjagden, wenn überhaupt, möglichst behutsam und pfleglich zu bejagen sind, versteht sich von selbst. Ansonsten kann man in gut besetzten Niederwildrevieren eine zwar massive, aber relativ kurze und nur einmal jährlich auftretende Störung durch Jagd guten Gewissens vertreten.

Problemloser erscheint die Bejagung von Fuchs, Ringeltaube und Ente. Die beiden erstgenannten Wildarten können und sollten, sofern es das Jagdgesetz erlaubt, fast überall und ohne Vorbehalte bejagt werden (Baujagd, revierübergreifende Taubenjagdtage!),

wobei es m. E. dringend notwendig ist, die Schonzeit der Ringeltaube bundesweit (mindestens) bis zum 31. August zu verlängern. Im Falle der (Stock-)Ente stellt sich dies schon differenzierter dar.

Egal ob auf dem Strich oder per Treiben, sollten Wildenten stets mit brauchbarem Hund und nur dort bejagt werden, wo sie natürlicherweise auch ohne tonnenschwere Gewässereutrophierung durch Getreideabfälle oder was auch immer siedeln, äsen oder rasten. Apropos rasten – um sich betreffs des heimischen Entenbesatzes im Revier nicht selbst etwas vorzumachen, sollte man stets bedenken, daß ab Oktober auf mittel- und westeuropäischen Gewässern neben einheimischen auch zugewanderte Enten einfallen und liegen (Rutschke, 1989). Daß bei jeglicher Art der Entenjagd die neuen Empfehlungen des DJV (Bleischrotproblematik!) zu beachten sind, versteht sich von selbst.

An dieser Stelle sämtliche Jagdarten auf den Fuchs oder anderes Haarraubwild zu diskutieren, würde zu weit führen. Gerade Reineke aber sollte innerhalb der anerkannten Grundsätze der Waidgerechtigkeit und gesetzeskonform aufs schärfste bejagt werden – im Sinne etlicher Artenschutzprogramme, im Sinne des Niederwildes, des Menschen und letztlich im Sinne der Rotröcke

selbst. Gleiches gilt für Kaninchen dort, wo die grauen Flitzer massenhaft auftreten. Die Methode der Wahl ist dort, wo die Revierverhältnisse dies zulassen, zweifellos die Jagd mit dem Frettchen.

Fast zeitgleich mit dem gebietsweise gravierenden Rückgang der Niederwildbesätze als Folge veränderter Bewirtschaftungsformen in der Landwirtschaft setzte in vielen Gegenden Deutschlands ein Aufschwung fast sämtlicher bei uns heimischen Schalenwildarten ein. Die Folge sind landauf, landab Probleme mit (Schalen-)Wildschäden in Feld und Wald. Während die Schäden im Feld weitestgehend auf das im Forst gerngesehene Schwarzwild zurückzuführen sind, zeichnen die wiederkäuenden Schalenwildarten für teilweise gravierende Waldschäden (dort wo sie auftreten!) verantwortlich und mutierten mancherorts in kürzester Zeit zu Problem- oder Schadwildarten. Die plötzliche ökologische Besinnung der Forstwirtschaft auf längst bekannte Formen der Waldbewirtschaftung tut ein übriges.

Folglich wird das deutsche Jagdwesen heute eindeutig vom Schalenwild bzw. seiner Bejagung dominiert. Eine der Konsequenzen hieraus ist die Spaltung der Jägerschaft in zwei oder besser drei Lager. Was dem einen der verhaßte große braune Rindenfresser



oder der kleine rote Knospenbeißer ist, ist dem anderen Objekt restlos überzogener Hege. Und dann gibt es noch die Streiter der dritten Fraktion, die redlich darum bemüht sind, dem Bundesjagdgesetz entsprechend für „den landeskulturellen Verhältnissen angepaßte artenreiche und gesunde Wildbestände“ zu sorgen. Daß dies bei dem typisch deutschen Hang zu Extremen nicht immer gelingt, ist bekannt.

Seit geraumer Zeit ist man nun schon auf der Suche nach der störungsärmsten, „ökologischsten“ und gleichzeitig möglichst unfehlbaren Jagdart auf das in deutschen Revieren vorkommende Schalenwild. Wie bei allen Jagdarten ist der Erfolg aber stets von einer Vielzahl nicht oder kaum zu kalkulierender Variablen abhängig. In jedem Falle aber von revierspezifischen Verhältnissen, vom Wetter, Wildbestand und -verhalten sowie dem individuellen Können der (des) Jäger(s). Genau deswegen kann es eine für sämtliche Reviere zutreffende „optimale“ Jagdart auf Schalenwild nicht geben – auch wenn einige unter uns der Meinung sind, sie längst gefunden zu haben.

Angesichts eines solchen Streckenwagens wartet man gespannt und freudig auf das nächste Treiben...

...während man es in solchen „Gänsehautrevieren“, um glaubwürdig zu bleiben, wirklich bei einem Küchenhasen für den eigenen Herd bewenden lassen sollte

Fotos: B. Winsmann-Steins

Grundsätzlich sollten nur solche Jagdarten direkt miteinander verglichen werden, denen sozusagen dieselbe „Philosophie“ zugrunde liegt. Also Jagden mit Beunruhigung des Wildes durch Hunde und/oder Treiber untereinander sowie Jagdarten ohne eine solche Beunruhigung. Mit letzteren sollen die angestellten Betrachtungen fortgesetzt werden.

Viele schwören auf den großräumigen Gemeinschaftsansatz in unterschiedlichen Zeitabständen oder in wechselnden Revierteilen (Intervalljagd), selbstverständlich unter gutgemeinter Berücksichtigung der in der Biologie der jeweiligen Wildart begründet liegenden Aktivitätsmaxima und ihrer damit verbundenen Beobachtbarkeit im Jahreslauf. Das Ganze soll also nach dem Prinzip eines „Überraschungsangriffs nach langer Waffenruhe“ funktionieren.

Doch wer hat nicht schon Ansitzjagden mitgemacht, bei denen oft zwei oder drei Tage

„der ganze Wald verstäkert wurde“, der Erfolg jedoch trotz bester Absichten im Sinne des Waldes und Wildes sowie reger Beteiligung gegen Null tendierte? Mit langen Gesichtern wird dann gerätselt, woran es wohl gelegen haben könnte. War der Wetterumschwung schuld? War es eine Woche zu früh oder zu spät? Haben die eingeladenen Gäste versagt? (Unter uns gesagt, bin ich mir manchmal nicht sicher, ob einige Jäger überhaupt willens sind, zur Optimierung des Jagderfolges solcher Gemeinschaftsansätze beizutragen...)

Selbstverständlich steigt rein statistisch die Erfolgswahrscheinlichkeit, wenn statt einem, je nach Wind, möglichst viele Sitze besetzt werden – irgendwo müssen „sie“ ja kommen. „Sie“ kamen aber nicht! So ergeben sich dann gar nicht selten Strecken, die zwei oder drei versierte Jäger nach ebenfalls zwei oder drei Pürschgängen auch in die Wildkammer gehängt hätten. Nein? – Jede

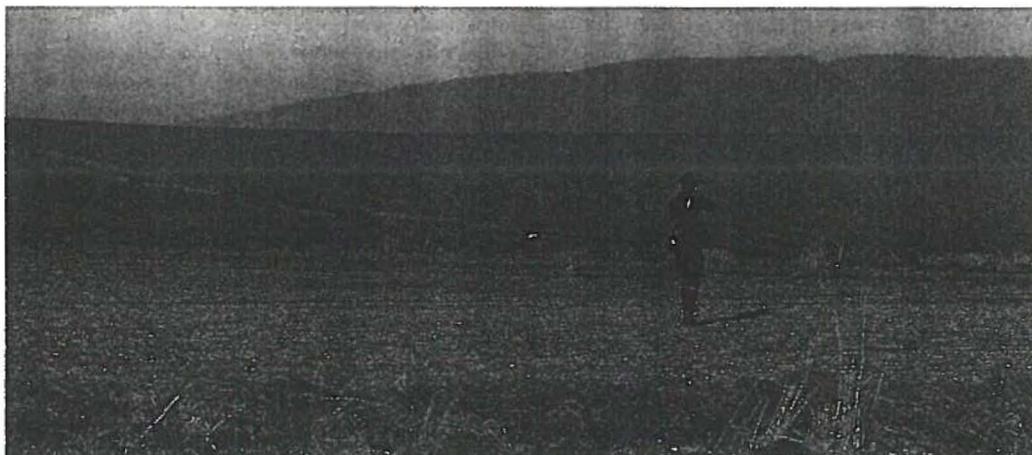
Wette! Und dies mit weniger Störung des Wildes, obwohl doch sonst gerade die Pürsch als unruhmaximierend verpönt ist.

Pürsch und Ansitz nicht zum „alten Eisen“

Natürlich muß dies nicht so sein und alles kann auch ganz anders kommen, was zweifelsohne ebensooft passiert. Die meisten von uns haben natürlich auch schon Ansitzjagden mitgemacht, bei denen „alles paßte“. Vor reichlicher Strecke stehend, wird dann nicht selten schulterklopfend behauptet, eben doch auf dem richtigen Weg zu sein. Wie schnell sind dann die Jagden vergessen, bei denen trotz reichlichen und fast revierdeckenden Ansitzens trotzdem nur ein Kitz oder eine ähnlich dürftige Strecke als Resultat anstand. Gänzlich unkalculierbar wird es, wenn mehrere Wildarten freigegeben sind. Erfahrungsgemäß erlegen nicht wenige Jäger das meist zuerst austretende Rehwild oder den beizeiten lockergewordenen Fuchs grundsätzlich nicht in der Hoffnung, eventuell auf Rot- oder anderes Hochwild zum Erfolg zu kommen.

Bei alledem darf darüber hinaus nicht vergessen werden, daß auch das Wild auf die jeweilige Jagdart über kurz oder lang mit Verhaltensänderungen reagiert. Zudem verschieben sich Wildkonzentrationen jahreszeitlich oder artspezifisch bedingt bzw. lösen sich ganz auf.

Wie auch immer – es besteht demnach kein Grund, dem Einzelansitz oder -anstand generell ade zu sagen. Bei guter Revierkenntnis, strikter Beachtung des Windes und eingehender Vorbereitung (Abfähren!) ist er nicht mehr oder minder erfolgreich oder „störend“ als die meisten anderen Jagdarten auch – dies gilt in gleichem Maße für die (gezielte) Pürsch. Besonders für die gezielte Jagd auf Bock oder Hirsch sowie in kleinen Revieren und in solchen, in denen Wald-Wildschäden keine oder nur eine untergeordnete Rolle



spielen, trifft dies in besonderem Maße zu.

Auch darf nicht vergessen werden, daß bei der Ansitzjagd nach wie vor die besten Möglichkeiten des Ansprechens und einer sicheren Schußabgabe bestehen, was für gemeinsame Ansitzjagden selbstverständlich in gleichem Maße gilt.

Geht man nun zu einem Vergleich der Jagdarten mit mehr oder minder intensiver Be-

gen, seinen Einstand auf den bekannten Wechsellinien in ruhiger Gangart zu verlassen. Diese Wechsellinien sind zuvor in völliger Stille und dem Wind entsprechend abzustellen bzw. abzusetzen.

Dort, wo die Revierverhältnisse, das Können und die Ortskenntnisse der Schützen und Treiber gleichermaßen diese klassische Form der Drückjagd zulassen, hat sie nach wie vor ihre Daseinsberechtigung.

rechtigerweise in Kritik gebracht. Außer auf gekreiste Sauen, die ob ihrer arteiligen Gangart auch flüchtig beschossen werden können, sollten oben beschriebene Jagden m. E. unterbleiben.

Anders verhält es sich mit den sogenannten großräumigen Beunruhigungs- oder Anrührjagden, bei denen das Wild auf die Läufe gebracht und reg gemacht werden soll, die an Gattern, anderen Zwangswechseln und weiteren „bekannt guten“ Stellen auf kleinen Kanzeln, Leitern, in Schirmen oder auf Ansitzstöcken postierten Schützen ohne Panik anwechselt und diese in relativer Ruhe ansprechen und schießen können.

Anrührjagd mit vielen Vorteilen

Optimal laufen solche Beunruhigungsjagden, wenn es gelingt, den Einsatz der Treiber und/oder der kurzläufigen, lautjagenden Hunde so zu dosieren, daß die Sozialverbände des in Rudeln oder Rotten lebenden Wildes nicht gesprengt werden, was das so wichtige Ansprechen des Wildes nach Sozial- und Altersklassen erheblich erleichtert und führungslose Kälber oder Frischlinge nach der Jagd zur absoluten Ausnahme macht. Hierzu ist es notwendig, das Verhalten der verschiedenen Wildarten unter Druck genau zu kennen.

Die Ansicht vieler anderer Autoren, es sei auch im Wald günstiger, die Rotten des Schwarzwildes soweit als möglich zu sprengen, teile ich aus persönlicher Erfahrung nicht. Durch sein artspezifisches Fluchtverhalten nimmt auch das Rehwild in diesem Zusammenhang eine besondere Stellung ein. Bereits bei schwachem Druck trennen sich die Mutter-Familien, wobei Kitze, wohl aus mangelnder Ortskenntnis und der entstandenen Führungslosigkeit heraus, eher dazu neigen, sich zu drücken. Nicht selten werden führende Ricken dann als „nicht führend“ oder als vermeintliches Schmalreh erlegt.

Nichtsdestotrotz gelten solchermaßen ausgerichtete Jagden in großen zusammenhängenden Waldgebieten gegenwärtig für viele als der Weisheit letzter Schluß. Mit Recht, wie ich meine, auch wenn es bisher, aufgrund der oben genannten unkalkulierbaren Variablen, nicht gelungen ist, mathematisch oder sonstwie abgesichert zu beweisen, daß diese Form der Schalenwildbejagung tatsächlich die ist, die bei geringster Störung größten Erfolg bringt, was aus Sicht von Wald und Wild zweifellos anzustreben ist. Es deutet aber einiges darauf hin, daß sie diesem Grundsatz am nächsten kommt.

Trotz alledem sind Pauschalaussagen, auch vieler Wissenschaftler, daß der Kahlwildabschuß und der Abschuß weiblichen Rehwildes auf diese Art und Weise an einem Tag zu schaffen sei, in den meisten Fällen kalter Kaffee. Dies mag auf einige mehr oder minder winzige Untersuchungsreviere zutreffen. Für die Mehrzahl großer Forstreviere sind solche Aussagen sicherlich nicht gültig, was allein durch unterschiedliche Geländeformen und andere revierspezifische Gegebenheiten leicht nachzuvollziehen ist.

Ansonsten sind Beunruhigungsjagden der oben geschilderten Form sicherlich das Mittel der Wahl, wobei gut eingedrungene Hunde den Einsatz einer Treiberwehr fast erübrigen können. In wenigen Stunden des Jahres wird der gesamte „Busch“ zwar intensiv, aber zeitlich kurz auf den Kopf gestellt und verstäktert. Und das meist auch noch mit zufriedenstellendem Erfolg, wobei man auch hier vor Rückschlägen und Pleiten nicht gefeit ist.

Dort allerdings, wo man – wie im Nationalpark Harz – der Meinung ist, erlegtes Wild in bestimmten Revierteilen nicht „ohne unverhältnismäßig hohen Aufwand bergem zu können“ und an Ort und Stelle verladen lassen will, ja dort plädiere ich dafür, das Wild mit geeigneten, schnellwirkenden Mitteln zu vergiften. Das ist dann noch störungsärmer . . . □



Entsprechende Revierverhältnisse und -kenntnisse vorausgesetzt, ist die gekonnte (faule) Pürsch nach wie vor eine erfolgversprechende und zeitgemäße Jagdart

Foto: B. Wismann-Steins

unruhigung des Wildes über, ist zunächst die klassische Drückjagd von den sogenannten Anrührjagden, Ansitzdrückjagden und Waldtreibjagden zu unterscheiden. Die Drückjagd, auch „stilles Durchgehen“ oder „Riegeln“ genannt, ist nach wie vor auf alles Schalenwild, außer Sauen, eine effektive Jagdart, die dem Schützen zudem in der Regel gute Möglichkeiten zum Ansprechen und selektiven Schuß gibt. Dies gilt im besonderen Maße für die Drückjagd auf Rotkahlwild. Durch wenige (kundige!) Treiber ohne Hunde soll versucht werden, das Wild dazu zu brin-

fälschlicherweise werden heute vielfach Jagden als Drückjagden bezeichnet, bei denen Wildeinstände kleinräumig abgestellt werden und das Wild unter Einsatz vieler Treiber und Hunde diese Waldpartien panisch und in kopfloser Flucht verläßt. Wird dann noch auf Wege und Gräben überfallendes hochflüchtiges („halbhoch abstreichendes“) Schalenwild geschossen, kommt es in der Regel zu schlechten oder günstigerweise zu Fehlschüssen.

Diese aus Unkenntnis heraus oftmals als Drückjagd bezeichnete Jagdart hat die klassische (stille) Drückjagd unbe-